

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 8

Artikel: Knabenerlebnis
Autor: Hartmann, Wolfgang
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Zwinkern zu den angenehmen Zügen ihres Gegenübers zurück. „Sie werden nicht verkümmern. Sie warten. Sie haben Patience. Sie legen wieder eine Patience. O Darling, Sie haben viel zu viel Patience. Und er auch.“

Gudrun errötete, was ihrem ungeschminkten Antlitz einen besonderen Reiz gab.

„Aber jetzt will ich Ihnen die Karten legen. Keine Patience. Ein — wie sagt man? — ein Drafel.“

„Also, ganz wie ich dachte. Der Ausgewählte dicht neben Ihnen, die gleiche Farbe. Kein Hindernis. Nichts dazwischen. Nur — er blickt weg. Wir müssen ihn umkehren, ich meine: die Karte. So, quite right. Und jetzt, was haben wir da? Schwarz, rot, schwarz, rot — — — König, Dame, Knave — das bedeutet“, die etwas böshaftern kleinen Augen funkelten wieder, „Sie werden wieder eine Patience legen, und wenn sie aufgeht, wird die Herzensdame Ihn einen Antrag machen. Ah Patience — no Patience. Nicht warten, bis ein Engel vom Himmel — selber! Das große Ereignis kommt erst nachher.“

Der temperamentvolle Ausbruch der alten Dame endete in einem Gähnen. Gudrun hatte verstohlene Blicke zu den Herren hinübergelassen, glaubte aber nicht, daß man dort den Zusammenhang verstanden habe. Als Mrs. Moore sich nun doch bald zurückzog und Gudrun zu den Herren trat, setzte gerade ein erster Regenschauer ein, von Höhenblitzen und fernem Donner begleitet.

„Ich denke, wir bleiben hier,“ entschied Gudrun. Ihr Vater brummte erleichtert, zufrieden mit seiner Zigarre, dem bequemen Stuhl und seinem selbstbewußt-bescheidenen Tischpartner, den er bereits liebgewonnen hatte, wie zugegeben werden muß, in ganz unschweizerischem Tempo; doch Bieder hatte ein Jahrzehnt in

Amerika gelebt, wo auch seine Tochter, in Philadelphia geboren, ihre Kindheit verbracht hatte, und diese Einmündung in weitere Gesichtskreise verliert sich nicht wieder.

* * *

Ein Fenster, nur angelehnt, flog auf. Gudrun, die ihm am nächsten saß und der der Luftzug die letzten Karten des fast beendeten Spiels vom Tische zu fegen drohte, sprang auf, es zu schließen. Dicht hinter ihr folgte Peter, ließ sie aber gewähren. Er warf einen schnellen Blick auf die Karten. König, Bube, Dame — diese Reihenfolge verhinderte das „Aufgehen“. Ehe er sich seines Tuns bewußt wurde, im Zeitraum einer Sekunde, hatte er, Peter, der Gelassene, der die Dinge an sich herankommen ließ, sie geändert. In Gudruns Züge trat, als sie wieder am Tisch saß, ein nachdenklicher, forschender Ausdruck, ihre Stirn legte sich in Falten. Peter war daneben stehen geblieben. Gudrun blickte zu ihm auf, fragend, erfassend, wissend.

„Ihr Vater holt sich nur sein Zigarrenetui. Ist übrigens ein prächtiger alter Herr, wie ich außer meinem eigenen Vater keinen sympathischeren kennengelernt habe. Ich glaube, er wird mir eine engere geschäftliche Verbindung vorschlagen. Er hatte das anscheinend schon ein paarmal auf der Zunge. Er bleibt bis Montag und kommt am Freitagabend wieder.“

„Und die Patience — ich bin zwar, wie Ihr Vater sagt, mehr ein visueller Typ, aber hören kann ich ganz gut. Lassen Sie mich den Papa erst ganz gewinnen. Ich glaube, wenn er wiederkehrt, wird auch unsere gemeinsame Patience aufgegangen sein. Ohne jede Mogelei. Das — das heißt, wenn Sie wollen.“

Gudrun, in einer ungewohnten Scheu und Befangenheit, erwiderte nichts. Aber ihr unter halbgesenkten Lidern strahlender Blick, von zwei schimmernden Tränen verflärt, sagte alles.

Knabenerlebnis.

Von Wolfgang Hartmann.

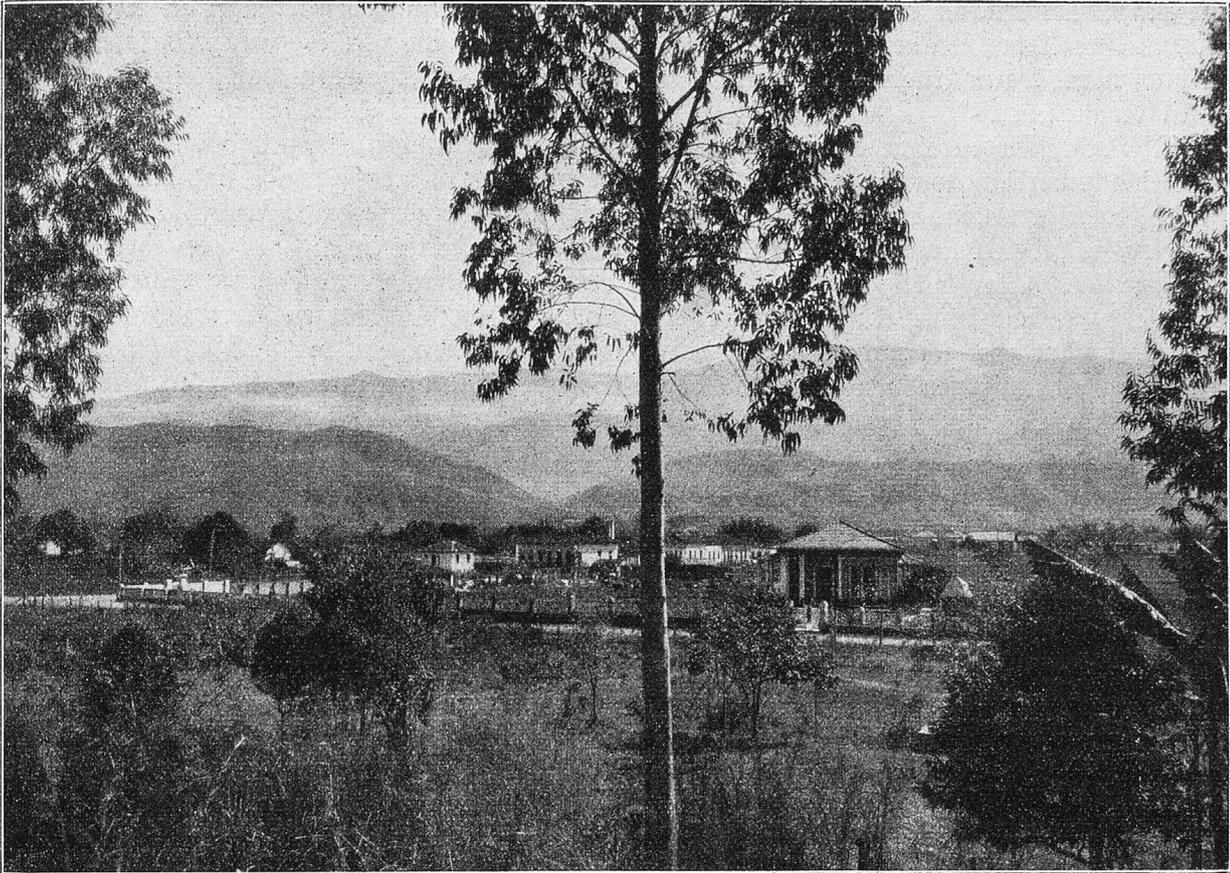
Ich war noch ein Schulbub in der Stadt, als mich der Tod der Großmutter aus wilden Knabenträumen riß.

Der Vater brachte mich an die Bahn. Er sagte unterwegs: „Wir kommen später nach, zur Beerdigung, die Mutter und ich.“

Es war nicht das erste Mal, wo ich allein die dreistündige Bahnfahrt hinauf ins Bergdorf unternahm. So war es immer in den großen

Ferien gewesen. Ich durfte voraus reisen. Der Vater legte Wert auf solch frühe Selbständigkeit.

Es war Herbst. Das Laub fing an, sich zu verfärben, die Bäume hingen voller Früchte, links und rechts der Bahn, in den Feldern und am Seehang. Schafferden zogen talwärts in den Vorbergen, und das Grün der Matten schimmerte gelblich. Dörfer und Täler zogen an mir vorbei, eine Pracht ohnegleichen war



Campo Bello (Brasilien). Das Munizip Campo Bello nimmt einen großen Teil des Südens von Matto Grosso ein und hat infolge der Bahnverbindung mit Corumba in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Im Munizip gibt es mehr als hundert Viehzucht-Fazendas mit riesigen Viehherden, die Hunderttausende von Köpfen zählen. Auch mehrere große Zucker- und Branntweinfabriken sind vorhanden.

das, ringsum. Aber diesmal berauschte es mich nicht, und es war kein Fest wie sonst, heimzufahren in die Berge. Denn es war der Tod um mich, der Unfaßbare. Immerzu hämmerte es in den Achsen unter mir: die Großmutter ist gestorben!

So sehr ich mich mühte, mir den Tod vorzustellen, ich tastete ins Nichts, und alles blieb verschwommen.

Endlos schien mir diese Reise dem Tode entgegen. Dann fiel die Nacht ins enge Bergtal und entzog vertraute Landschaften meinem Auge. Jetzt war vollends die Schwermut in meinem Herzen. Der Kondukteur rief mir bekannte Stationen aus, eine um die andere. Früher klangen diese Namen wie Verheißungen eines großen Glücks, jetzt trafen sie mich wie Peitschenhiebe. Alles war gleich geblieben in diesem Bergtal. Vertraute Gesichter stiegen ein und aus. Ich drückte die Stirn ans kalte Fenster und hörte die Maschinen fauchen und sah die Häuser draußen, die Stadel an den Hängen,

Fuhrwerke und heimkehrende Arbeiter. Sie alle lebten, nur Großmutter war gestorben.

Endlich unser Dorf. Ich taumelte über die Stufen, stand hilflos auf der kleinen Station. Ein Arm griff nach mir. Es war mein Vetter. Vater hatte ihm ein Telegramm geschickt. Wir gingen wortlos über den Damm, während die Bahn weiterdampfte.

Es hieß, tapfer bleiben. Wahrscheinlich dachte auch mein Vetter dasselbe. Wie zwei Soldaten schritten wir nebeneinander her, durch die laue herbstliche Bergnacht im Föhn und beim Rauschen der Lindt. Wie Helden schritten wir. Mann neben Mann. Furchtbares durchlitten unsere Seelen, schweigend, verbissen. So näherten wir uns dem geliebten Haus, in dem ich aufgewachsen war, die ersten Jahre der Kindheit, zusammen mit diesem Menschen neben mir.

Die letzte Gasse. Um die Ecke. Wir standen im Hausflur. Es wollte mir das Herz fast zerreißen. Ich schwieg.

Eine Tante war da aus der Nachbarschaft

und die Magd. Sie drückten meine Hand, schlossen mich in ihre Arme, tränenüberströmt. Ich rührte mich nicht. Dann fragte mein Vetter:

„Willst du sie sehen?“

Ich nickte. Wir stiegen ohne die Frauen ins oberste Gemach, dorthin, wo sonst das Obst getrocknet wird. Die Totenkammer. Wir traten ein. Da lag sie gebettet im Schein der Kerzen, die Großmutter. Sie hatte kein grüßendes Lächeln mehr für mich. Die Augen waren geschlossen. Langsam trat ich näher. Jetzt war aller Schmerz aus mir gewichen. Der Tod bot mir sein großes Schauspiel, und ich genoß es und bewunderte seine Schönheit. Vor dem Unabänderlichen stand ich gebannt, wie später vor großen Kunstwerken, in atemloser Verehrung. Alles Persönliche zwischen der Toten und mir war verwischt und vergessen, so allmächtig groß und erhaben, ja einmalig empfand ich das Ereignis der Wandlung, den Weg vom Leben in das Nichts. Was ich auf dem Totenbett erblickte, war ein so vollkommen Neues in meinem Leben, daß es ein tragisches Bewußtsein gar nicht aufkommen ließ, wie etwa: jetzt ist alles vorbei. Nein, dort schlummerte der ewige Begriff jenes einstmal Lebend Gewesenen, und jetzt erst besaß ich das richtige Bild von meiner Großmutter, die mir in mancher Hinsicht ein Rätsel gewesen war. Daß es nun Abschied zu nehmen galt von diesem Wesen, Abschied für immer, dies wußte ich wohl irgendwo in meiner Seele dunkel, aber es war dieser Abschied kein Ende in unseren Beziehungen, sondern ein neuer großer Anfang. Natürlich konnte ich damals noch nicht so denken, aber dies waren meine Empfindungen, im Angesicht der Toten. Von jener Stunde an bedeutete das „Nichtmehrsein“ nichts Graufiges oder Furchterregendes mehr für mich, sondern es erfaßte mich eine große Ruhe, wenn ich vom Sterben sprechen hörte. Ich hatte das Erlöstsein auf dem Antlitz meiner Großmutter gelesen; nun lebte sie unzerstörbar in mir fort, über alle Zeiten hinweg. Ich ging nicht mehr zu ihr hinauf in die Kammer.

Ich weiß nicht mehr, wie der Abend verlief nach dieser Begegnung mit dem Tode und noch weniger der nächste Tag, da von allen Seiten die Verwandten eintrafen, zur Beerdigung. Es war ein Betrieb in dem sonst so stillen Hause, wie in einem Landgasthof zur Marktzeit. Wir hangte vor den vielen lauten und lärmenden Gesichtern, von denen ich nur wenige mochte. Ich fürchtete, sie könnten der Toten, durch ihr

Vorhandensein und den Mangel an Würde und Stille, noch ein Leides zufügen, solange sie ihrer Nähe preisgegeben war.

Dann kam die Beerdigung. Die Dorfverwandten vermischten sich mit den hochmögenden Herrschaften aus der Fremde, und dies gab dem Leichenzuge einen wenig einheitlichen Charakter. Am besten gefielen mir die ehrwürdigen Bauerngestalten, Brüder und Schwäger der Toten, in ihren schwarzen kurzen Toppen. In ihren Gesichtern war der Tod schon sichtbarlich vorhanden, und in ihren Gedanken waren auch sie zum Sterben gerüstet, und diese Bereitschaft verlieh ihnen Größe. Kläglich erschienen neben ihnen die städtischen Gehrockfiguren, die aus allen Gauen des Landes herbeigeeilt waren, um dabei zu sein und ihre Pflicht zu tun. Sie hatten Angst vor dem Tode und sehnten das Ende dieser feierlichen Zeremonie herbei. In ihren Gesichtern lag fieberhafte Unruhe. Ihre Augen irrten planlos in die Ferne, aus der sie herbeigeeilt waren und wohin sie rasch wieder fliehen würden, sobald die Feier beendet war ...

Als der Sarg in die Erde gebettet war und der Pfarrer seine Rede beendet hatte, löste sich die Trauergemeinde auf und kehrte in kleinen Gruppen ins Dorf zurück. Im „Löwen“ erwartete uns eine lange festlich geschmückte Tafel. Der Leichenschmaus sollte die Trübnis in den Seelen der Hinterbliebenen verwischen und sie wieder im Bereiche irdischer Freuden in die Gefilde des Lebens zurückführen, während die Tote im Grabe sich selbst überlassen ward und nicht mehr zählte. Reiches Essen wurde aufgetragen, guter Wein wurde kredenzt aus feingeschliffenen Gläsern, kräftige Witzworte fielen aus den Mündern der ehemals noch so todesfinstern Bauern und auch die vornehmen Onkel aus den Städten wurden, je länger der Schmaus dauerte, zusehends heiterer unter der Wirkung des guten Essens und der köstlichen Getränke. Und schließlich fühlten sie sich wieder so wohl und heimisch in der großen Sippe, als wären sie nie fortgewesen. Die Macht solcher Heiterkeit ringsum riß uns Kinder mit in den Taumel der mafabren Feier, und da es uns niemand wehrte, tranken wir tüchtig mit aus den Gläsern der Großen und verfielen bald jener köstlichen Unbekümmertheit, wo alle Sorgen von den Herzen weichen und der fröhliche Leichtsinn die Stunde regiert. Bis in die späte Nacht hinein dauerte das ausgelassene Treiben. Schließlich wurden wir müde und torfelten heimwärts

durch die nächtlichen Straßen, während die Großen weiterzechten. Mit tausenden Köpfen sanken wir in die Bauernbetten, Armutgefühle im Blut.

Am nächsten Tag ging es in die Stadt zurück, und alles war zu Ende, ein Kindheitstraum verweht.

Feierabend.

Im letzten Abendsonnenschein
Schreiten wir schweigend ins Dorf hinein.
Du bist so müde und gehst gebückt,
Die Arbeit hat dich dem Leben entrückt.
Und mir brummt der Kopf vom vielen Denken,
Man muß sich ja hundertmal täglich verschenken.
Fest schlug wohl heut' deine Schwielenhand,
Mich führte die Feder in fremdes Land.
Und wenn wir auch beide nicht Gleiches taten,
Wir sind und bleiben doch Kameraden.

Uns bindet die Arbeit, uns adelt die Pflicht,
Wir schreiten gemeinsam zum ewigen Licht.
Und jetzt, wo das Tagwerk für einmal getan,
Fängt für uns beide ein Neues an.
Das Glück des Hauses, ein treues Herz,
Das für uns schlägt in Freude und Schmerz.
Man hört es am Schritt, es leuchtet im Blick,
Wir kennen beide ein großes Glück.
Das winkt uns tröstlich durch alle Not,
Wie liebevoll verführendes Abendrot.

Und morgen, wenn die Sirene schrillt,
Begleitet uns freundlich das schöne Bild
Des Friedens, der uns so gütig gemacht,
Hinein in die tosende Arbeitsschlacht.
Und im Wissen und Glauben um dieses Ziel,
Schaffen wir freudig und dulden wir viel.
Es eilen die Stunden, der Tag entflieht,
Und wieder grüßt uns ein Amsellied.
Gute Nacht, mein Freund, gib her, schlag ein:
Wir wollen stets treue Kameraden sein! Alfons Wagner.

Der Tod als Beifahrer.

Von Augustin Senge.

Zweimal war Fred in Texas. Das erste Mal als deutscher Drucker bei Mister Teroboam Fields in East Sarepta — da druckte er eine Tageszeitung von 241 Exemplaren —; das zweite Mal als „Suppefahrer“.

„Suppe fahren“ ist die joviale Umschreibung eines gänzlich unjovialen Berufes. Denn unter „Suppe“ versteht der Galgenhumor der Minenarbeiter Nitroglycerin, ein gefährliches, blaßgelbes Sprengöl. Sie gießen dasselbe literweise in ihre Schießlöcher unter Tage. Transportiert wird es in offenen Kautschuk-Rannen auf großen, roten Lastwagen; es gibt fünfhundert Dollars im Monat dafür.

Selbstverständlich fuhren die „Soup-Boss“ nur abgelegene Chauffeen, die großen Verkehrsstraßen waren ihnen verboten. Denn das Öl war entsetzlich explosiv und reagierte auf jede Erschütterung. Fuhr das Auto beispielsweise über einen Stein, einen Holzprügel oder auch nur über einen toten Hund, so zerriß es Mann

und Wagen. Fast jede zweite Woche kam dazumal einer zu Schaden. Dann klappte ein Loch im Wege, wohinein man eine Garage bauen konnte; es wurde zugescharrt, und am nächsten Tage rollten die Transporte weiter.

Manche Sprengöl-Chauffeure waren schon Jahre dabei und gediehen prächtig, sie trugen dicke Goldketten an skandalösen Bäuchen. Manche überholte der Sensenmann auf der ersten Fahrt, manche am letzten Tag ihres Engagements. Wieder andere ließen den Wagen mitten in einer Tour stehen und entflohen, das Grausen im Nacken. Am gefeitesten waren Phlegmatiker und alte Whiskyglucker.

Wunderliche Sachen passierten.

Einmal stieg einer vom Volant, um Zigaretten zu kaufen; er rauchte oft, allen Warnungen zum Trotz. Als er hundert Schritte weit weg war, ging aus gänzlich unerfindlichen Gründen sein Wagen in Trümmer: doch der Luftdruck warf ihn nur in den Graben. — Ein anderer